

Irland und der Papst

Zu einer historischen Reise Johannes Pauls II.

Irland werde nie wieder dasselbe sein, hieß es vor dem Papstbesuch. Seither ist jedoch in der Republik der Alltag wieder eingelehrt: mit seinen Streiks und Streikposten und allen anderen, von der säkularisierten Welt der größten Nachbarinsel übernommenen Symptomen der unaufhaltbaren Verwandlung vom Bauernland zur modernen Verbrauchergesellschaft. Im britischen Norden der Insel geht der unselige Konflikt weiter. Was sich da jedoch während ganzer 56 Stunden eines Septemberwochenendes zugetragen hatte, war etwas Außergewöhnliches. Irlands Geschichte stand still.

Wie immer die Beziehung zwischen Rom und dem frühchristlichen Irland mit seiner hohen Kultur gewesen sein mag – und man hat sie in neueren Zeiten in recht idealisierten Formen gesehen –, die mittelalterlichen Päpste hatten wenig für die ferne, halb-heidnische, barbarische und unbotmäßige Insel übrig, gaben sie den englischen Königen als Lehen, läuteten die römischen Glocken für den Sieg des dem Papst genehmeren, weil Ludwig XIV. bekämpfenden protestantischen Oranierkönigs über die Stuarts am Boyne-Fluß, der das Ende des katholischen England besiegelte. Reumütig, aber zu spät, nachdem die Hannoveraner schon längst regierten, hofierte Rom die Stuart-Prätendenten in ihrem römischen Exil, verurteilte durch das 19. Jahrhundert hindurch die irischen Unabhängigkeitskämpfe, weil es mit den damaligen irischen Bischöfen auf der Seite Englands stand, äußerte erst unter Benedikt XIV., nach dem ersten Weltkrieg, vorsichtige Sympathien für den irischen Freistaat.

Das katholische Irland hatte Grund, es mit dem Rom schuldigen politischen Gehorsam, der einst wichtiger war als heute, nicht so ernst zu nehmen, hielt es mit dem Prinzip, seine Religion von Rom zu beziehen, seine Politik aber von daheim. Fast allein unter den katholischen Ländern hat Irland einen gesunden Antiklerikalismus mit absoluter Treue zur Kirche verbunden, dafür allerdings den Preis der totalen Entfremdung seiner modernen Schriftsteller wie James Joyce bezahlt, die das europäische Geistesleben fast nicht weniger befruchtet haben als einst die christlichen Mönche Irlands. Allein unter den katholischen Ländern bewahrte sich die Kirche in Irland auch, dem internationalen Trend zuwiderlaufend, die eindeutige Treue der überwiegenden Mehrheit ihrer Glaubenden. Die irische Frömmigkeit ist einfach, praktisch, intellektuell und theologisch unbelastet, asketisch, in der sakramentalen Wirklichkeit des kirchlichen Lebens gegründet, bezieht aber wie das historische Schicksal Irlands die Kraft

vom Kreuz. Dabei stand der bewußten Abkehr von England das Mißtrauen den aus Rom und dem europäischen Festland kommenden katholischen Einflüssen zur Seite. Das zweite Vatikanum wurde von den Bischöfen eher als Störung „ihres“ blühenden Katholizismus empfunden, dessen Priesterexporte immerhin auch dem Aufbau des englischen und amerikanischen Katholizismus, ihren Strukturen sowie der Mission in Afrika, Asien und Südamerika zugrunde lagen.

Der Papstbesuch: eine Sache des Herzens

Der Papstbesuch hatte aber mit mehr als dem Glauben zu tun. Es war eine Sache des Herzens, die aber nicht mit Massenhysterie zu verwechseln war. Sonst wäre das erstaunlich ordentliche Verhalten, der auf den religiösen Massenkundgebungen demonstrierte Respekt von Hunderttausenden, die insgesamt fast die 3 Millionen Bevölkerung der Republik ausmachten, mit vielen Teilnehmern auch aus dem britischen Norden, gar nicht möglich gewesen. Niemand hätte vorher Ordnungstalent oder Ordnungssinn in die irischen Tugenden einbezogen. Es schien, als ob der Papst aus Polen an tief im irischen Nationalbewußtsein verborgene Saiten rührte, an Irlands Identifizierung seines Katholizismus mit dem Irischsein schlechthin. Dieser Papst schien gerade durch seine spürbar von Herzen kommende Sprache, seine warmen, großen, menschlichen Gesten, seine Demut das eigentlich puritanisch-jansenistische Herz des katholischen Irlands unmittelbar zu treffen. Solche Menschlichkeit hatten die katholischen Iren von einem Nachfolger Petri zu erwarten verlernt.

Diesem Eindruck, bestärkt durch eine außerordentlich wirkungsvolle Persönlichkeit, mag es zuzuschreiben sein, daß selbst Kritiker des Papstes und der Kirche Fernstehende bereit zu sein schienen, Ansichten von ihm hinzunehmen, die bei Paul VI. als eindeutig reaktionär verdammt worden wären. Die von Papst Johannes Paul in Irland verkündete sehr „traditionelle“ katholische Morallehre mußte ja gerade die schlimmsten Befürchtungen von Protestanten vor einem Zusammengehen mit der katholischen Republik bestärken wie auch die Bemühungen der heute aufsteigenden Generation der irischen Republik, wenn auch nicht der Bischöfe, um pluralistischere Gesellschaftsformen erschweren. Der Papst verteidigte die Werte der Familie und der Selbstverantwortlichkeit, wo-

für auch eine verwirrt gewordene willfähige Gesellschaft wieder Verständnis haben mag. Aber nur die über die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit besorgten irischen Gewerkschaften mochten über seinen Aufruf an berufstätige Frauen erfreut gewesen sein: „Hört nicht auf diejenigen, die Euch sagen, daß die Arbeit in einem weltlichen Beruf wichtiger ist als die Berufung der Mutter, Leben zu geben und es zu hegen.“ Er forderte die irischen Katholiken auf, durch „persönliches Engagement und positive soziale und rechtliche Aktion“ für die unauflöbliche Ehe einzutreten, also gegen die Scheidung, die bislang auch der irische Staat verbietet. Er betonte in dem Land, in dem der Kindersegen nicht immer Segen war, daß die unauflöbliche Ehe „Offenheit, großmütige Offenheit“, für die Gabe von Kindern umfasse. Der irische Schriftsteller *Louis McRedmond* schrieb dazu: „Der Papst aus Polen braucht an dem Jubel unseres Willkommens nicht zu zweifeln, aber wenn er zu uns spricht, irrt er sich, wenn er denkt, daß wir zu Herzen nehmen, was er sagt.“ Das war als Resumé von 1500 Jahren „quengelnd störrischer“ Rom- und Glaubenstreue Irlands gedacht (*Irish Times*, 29. 9. 79), ist aber auch für das Heute nicht ungültig geworden.

Die feindselige Nutzung des Besuches mißlang

Die Vorgeschichte des Irland-Besuches ließ befürchten, daß der Papst sich eher impulsiv und bei unzureichender Konsultation des von ihm nicht sehr geschätzten vatikanischen „Apparats“ dazu entschlossen haben mochte. Die Idee und die Einladung kam von den Bischöfen Westirlands, die die Jahrhundertfeier des irischen Marienschreins Knock gebührend begehen wollten und sich vom Besuch des Papstes eine Krönung des volkstümlichen Kults, der Knock zu einer Art irisches Lourdes oder Tschenstochau erhoben hat, versprochen.

Die äußere Analogie zwischen den der Muttergottes als „Königin von Irland“ und als „Königin von Polen“ geweihten Schreinen von Knock und Tschenstochau mag gerade Papst Woytyła fasziniert haben, wenngleich Tschenstochau sehr viel ältere und tiefere Wurzeln in der polnischen nationalen Psyche hat als Knock in der irischen. Daß Polen und Irland schon lange Sympathien füreinander bezeugt haben, selbst wenn diese auf wenigen wirklichen Kontakten beruhten, war durch ihre Geschichte bedingt. Beide waren durch Jahrhunderte national unfrei, fanden ihren Rückhalt in einem starken volksnahen Katholizismus, beide hielten, was ihnen nicht immer zum Vorteil gereichte, allen Widerständen zum Trotz an ihrer Marienverehrung und ihrer Romverbindung fest. Beide hatten Diaspora-Gemeinschaften in die ganze Welt entsandt.

Als Hauptanliegen für einen päpstlichen Irlandbesuch mußte Knock aber provozierend auf die extremistischen, von dem Sektenprediger *Ian Paisley* vertretenen, nordirischen Protestanten wirken. Ein besserer Anlaß, den fanatischen und giftigen Katholikenhaß Paisleys zu schüren,

war kaum denkbar. Paisley mit den 20000 Anhängern seiner fundamentalistischen, anti-ökumenischen, anti-papistischen Freikirche, wird manchmal von anderen nordirischen Protestanten (die Gesamtzahl der nordirischen Anglikaner und Presbyterianer wird mit 400000, die der Methodisten mit 70000 beziffert) als politisch überschätzter Fanatiker abgetan. Die 180000 Stimmen – 27000 mehr als der rivalisierende Kandidat der Unionistischen Partei –, mit denen Ulster den Unterhausabgeordneten Paisley ins europäische Parlament entsandte, bezeugen jedoch eine andere Wirklichkeit.

Dennoch ist es der Ausstrahlung der Persönlichkeit des Papstes zu danken und dem so spürbar von christlicher Liebe erfüllten Ernst seiner in der irischen Republik gehaltenen Reden, daß die von Paisley geplante, feindselige Nutzung des Besuches mißlang. Den Papst nach seiner Abreise einen „Lügner, Schwindler, Antichrist“ zu beschimpfen, wie Paisley es tat, beeindruckte niemanden, der von Nordirland aus den ganz anders wirkenden Papst am Bildschirm erlebt hatte. Manche der weniger starren Protestanten, die zu Tausenden aus Nordirland in Autobussen, Privatwagen und zu Fuß nach Drogheda gekommen waren, um den Papst zu hören, auch solche, die seine religiösen oder moralischen Ansichten nicht teilten, waren von seiner einfachen Art tief beeindruckt. Die Möglichkeit, den Irlandkonflikt zum Anlaß einer wahrlich nötigen ökumenischen Initiative zu nehmen, wurde leider verpaßt. Von den irischen Bischöfen, die den Papst bestürmten, nach Knock zu kommen, war eine derartige Initiative nicht zu erwarten.

Unempfindlichkeiten und Einsichten

In der irischen Republik sind die Protestanten eine respektierte, aber wegen ihrer geringen Anzahl (3 Prozent der rund 3 Millionen Bevölkerung) und ihrer gehobenen sozialen Positionen – sie entstammen weitgehend der alten anglo-irischen Herrenschaft – leicht zu tolerierende Minderheit. Nach Schätzung des Dubliner Soziologen *Brendan Walsh* würden sie jedoch durch ihre Mischehen, deren Kinder dem kirchlichen Gebot gemäß katholisch erzogen werden, bis zur Jahrhundertwende ganz verschwunden sein. Die katholische Einstellung zu Mischehen, in der die irische Hierarchie unbeweglich ist, liegt dem Mißtrauen und den Befürchtungen der nordirischen Protestanten zugrunde, in einem vereinten katholischen Irland als Minderheit religiös unterzugehen. Irland ist heute fast die einzige katholische Region der Welt, in der protestantische Ehepartner – wenn überhaupt – nur widerwillig akzeptiert werden und nur unter der Voraussetzung, daß sie sich den katholischen Forderungen, die ihrem Gewissen Gewalt antun, fügen. Zu diesem Problem hatte der Papst aber wenig beizutragen, wenngleich er keinen Zweifel an dem „Engagement der katholischen Kirche und des Apostolischen Stuhls von Rom in den Bestrebun-

gen um die Einheit der Christen“ ließ sowie an seiner Erkenntnis „der besonderen Dringlichkeit der Versöhnung der Christen untereinander, zumal mit dem Rückhalt in der christlichen Glaubenstradition und Religionstreue, den die katholischen und protestantischen Gemeinschaften haben“ (Ansprache bei dem ökumenischen Treffen in Dublin am 29.9.79). Dabei gab Johannes Paul II. jedoch der inneren Erneuerung den Vorrang: „Alle irischen Christen müssen zusammenstehen, um spirituelle und moralische Werte gegen das Vordringen des Materialismus und der moralischen Willfährigkeit zu verteidigen. Christen müssen vereint die Gerechtigkeit sowie die Rechte und Würde der menschlichen Person verteidigen. Alle Christen in Irland müssen zusammenstehen in der Ablehnung der Gewalt in Angriffen auf die menschliche Person und in dem Bemühen, christliche Antworten zu den schweren Problemen Nordirlands zu finden. Wir müssen alle Diener der Versöhnung sein.“

Niemand konnte an diesen Worten Anstoß nehmen. Aber der *ökumenische Einsatz* erfordert gerade in Irland eine Überwindung der auf katholischer wie auf protestantischer Seite zur Gewohnheit gewordenen Unempfindlichkeiten. So war der Wortgottesdienst in Drogheda, wo der Papst seine große, auf den Nordirlandkonflikt eingehende Rede hielt, so gefaßt, daß auch Christen anderer Konfessionen zumindest das Gefühl der Teilnahme haben konnten, das ihnen bei den Meßfeiern in Knock, im Dubliner Phoenix-Park und abschließend in Limerick verwehrt war. Aber vor dem Freilichtaltar in Drogheda, in der Nähe des Hügels von Slane, wo, so erzählt man, der heilige Patrick vor über 1500 Jahren zum erstenmal in Irland das Osterfeuer entzündete, damit das Licht Christi über ganz Irland erstrahle, war die Reliquie des abgeschlagenen Kopfes des kürzlich heiliggesprochenen Oliver Plunkett aufgestellt. Er war ein Vorgänger des heutigen Primas, Erzbischof von Armagh in der Reformationszeit, der als Märtyrer, vom protestantischen englischen Staat hingerichtet, starb. Was für die englischen Richter „Landesverrat“ war, bedeutete für ihn Treue zu Rom und dem alten Glauben, wie heute für so manchen Dissidenten in den totalitären Staaten. Bezeichnenderweise schien keiner der katholischen Organisatoren von Drogheda Bedenken zu haben, daß die Erinnerung an den grausamen Tod von Oliver Plunkett Andersgläubige nicht gerade versöhnend stimmen könnte. Auch sie hatten ihren Anteil an Märtyrern gehabt, die, weil sie die Bibel in der Sprache des Volkes lasen, auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden.

Kardinal O'Fiaich, Primas von Gesamt-Irland, der als eigentlicher Gastgeber des Papstes fungierte, hielt es für nötig, beim Drogheda-Wortgottesdienst, ein gälisches Gebet zu rezitieren. Auf irische Protestanten mußte das wirken, wie es auf Katholiken gewirkt hätte, wenn ein Ulster-Protestant, angetan mit der Schärpe des einem ähnlichen protestantischen Triumphalismus dienenden Oranierordens am Altar mitzelebriert hätte. Der Kardinal ist als Kenner und Förderer der gälischen Sprache und der Geschichte

des frühchristlichen Irland bekannt, aber Gälisch wird in der irischen Republik nur in einer Region an der Westküste, dem sogenannten „Gaeltacht“, von etwa 55 000 Menschen gesprochen, nicht aber in dem Grenzgebiet von Drogheda. Die gälische Sprache ist als obligates Schulfach in irischen Schulen abgeschafft worden, weil sie sich nicht durchsetzen ließ. So bedauerlich das im Interesse der Bewahrung des ältesten Kulturguts Irlands ist, so könnten solche, mit dem irischen Nationalismus des 19. Jahrhunderts eng verbundenen Rettungsversuche der alt-gälischen Kultur nur den Argwohn der dieser Tradition fernstehenden nordirischen Protestanten bestärken. Nach dem Papstbesuch fragte ein methodistischer Geistlicher in der englischen katholischen Wochenzeitschrift „The Tablet“ (13.10.79), ob es überhaupt legitim sei, das Ziel eines in der katholischen Kirche und im Respekt zu Irlands gälischer Kultur vereintes Irland anzustreben, und ob dieser Traum nicht vielmehr zu den Kosten gehöre, die beide Volksgruppen für ihre gegenseitige Versöhnung zu zahlen hätten.

Edna McDonagh, bekannter Moraltheologe am führenden irischen Priesterseminar Maynooth, schrieb (The Furrow, Oktober 1979), daß der Besuch des Papstes allen Kirchen zur Selbstprüfung und als Muster dafür die erfolgreiche Hilfsorganisation „Alcoholics Anonymous“ dienen könne. Für ihre Mitglieder sei die ‚Metanoia‘, d. h. das offene Bekenntnis der eigenen Erlösungsnotwendigkeit, der erste Schritt auf dem Wege zur Entwöhnung. Bevor die Kirchen – und McDonagh meint *alle* Kirchen – nicht zu einer solchen Demutshaltung bereit seien, würden sie nur als Schranken und nicht als Vermittler des Werks des heiligen Geistes dienen können. „Den protestantisch-katholischen Beziehungen hat es bisher, soweit menschliches Urteil dies zu erkennen vermag, an Überzeugung und Engagement gefehlt. Sie haben mehr den Anschein eines politischen Machtspiels, analog den Salt-II- oder Nahost-Verhandlungen, auch wenn sie nicht als bloße Public-Relation-Übung betrieben werden.“ McDonagh bezeichnete die irische katholische Kirche in ihrer Einstellung zu Mischehen (und Beibehaltung des in anderen Teilen der katholischen Welt von keinem der Ehepartner mehr geforderten formellen Versprechens hinsichtlich der Erziehung der Kinder) als im Irrtum stehend. Und dieses Urteil dehnte er auch auf die dominierende Stellung der Kirche im Erziehungswesen der irischen Republik aus. Dazu muß man wissen, daß die Volksschulen (3300 von 3500) sowie zwei Drittel der Mittelschulen, die drei größten Lehrerbildungsakademien und ein Universitätskolleg in den Händen des Klerus sind. Auf lokaler Ebene beruft der Pfarrer den Lehrer. Die großen und kleinen Orden beherrschen den Unterricht an den höheren Schulen wie auch die Wohlfahrtspflege und das Gesundheitswesen. Die großen Kranken- und Waisenhäuser, Altersheime und Besserungsanstalten werden, wenn auch unter staatlicher Kontrolle, von religiös-karitativen Kongregationen geführt. Wie weit das in Nordirland wie in der irischen Republik bestehende System der totalen konfessionellen Ab-

sonderung in den Volks- und Mittelschulen zu der katholisch-protestantischen Feindseligkeit beigetragen hat, wenngleich diese auch nicht eigentlich Glaubensfragen betrifft, ist schwer zu sagen. Es könnte immerhin zu denken geben, daß die den ulsterischen katholischen Gettos entstammenden Terroristen ausnahmslos Produkte, wenn auch mißratene, der Konfessionsschulen sind. Die katholische Hierarchie weigert sich jedoch, die erzieherische Absonderung als eine Mitursache des nordirischen Konflikts anzuerkennen, den sie vielmehr allein auf inadäquate soziale Wohn- und Arbeitsverhältnisse zurückführt.

Die Botschaft von Drogheda

Bezeichnenderweise war der Papstbesuch „unter anderem“, aber nicht in gebieterischer erster Linie als Geste der christlichen Versöhnung gedacht. Der irischen Hierarchie war gar nicht die Idee gekommen, daß ein Irland-Besuch auch Nordirland, den zehnjährigen eigentlichen Konfliktherd, umfassen müßte, obwohl die katholische Kirche selbst, dem Beispiel der irischen Republik folgend, die Insel verwaltungsmäßig als Einheit betrachtet. Das heute im britischen Norden gelegene Armagh, wo einst der heilige Patrick wirkte und wo der Primas von Gesamt-Irland, Kardinal O’Fiaich, wie auch der protestantische Primas, *George O. Somms*, ihren Sitze haben, wäre der gegebene Ort für einen Papstbesuch gewesen. Dazu hätte aber die britische Regierung konsultiert werden müssen. Auf ihre Anfrage in Rom und Betonung, daß der Papst selbstverständlich auch in Nordirland willkommen sei, wurde im Vatikan geantwortet, daß keine Pläne für einen solchen Besuch bestünden. Erst als auch die Führung des nordirischen gemäßigten Lagers und die katholische Minderheit diesen Wunsch äußerten, wurde man sich im Vatikan der politischen Einseitigkeit der Irlandreise bewußt und begann, sich mit der Idee eines Abstechers nach Armagh zu beschäftigen. Weder die irische Regierung, der selbstverständlich an einer Entschärfung des katholisch-protestantischen Verhältnisses in Gesamtirland gelegen ist, noch der päpstliche Delegat in London, der zwar keine Zuständigkeit für Nordirland, wohl aber für die englische Dimension des Nordirlandproblems hat, waren von Rom konsultiert worden.

Dann überstürzten sich die Ereignisse. Das im August auf dem Boden der irischen Republik von IRA-Terroristen begangene Attentat auf *Lord Mountbatten* sowie der Sprengstoffanschlag nördlich der Grenze, dem 18 britische Soldaten zum Opfer fielen, ließen dem Papst und seinen irischen Beratern aufgrund der von diesen Untaten ausgelösten Meinungsexplosion in Nordirland wie in Großbritannien einen Besuch in Armagh für unratsam erscheinen. Diese plötzliche Vorsicht, nachdem die überraschende römische Ankündigung des Knock-Besuches schon allerlei christliches Porzellan zerschlagen hatte, schien unbegründet. Die Sicherheit des Papstes vor den von Paisleyisten androhten Attacken hätte von den Briten, die auch ihre

Königin in Ulster beschützt hatten, gewährleistet werden können. Eine einmalige Gelegenheit wurde damit verpaßt, den tragischen, blutigen Nordirlandkonflikt vor der ganzen Welt in seiner Belastung für die Kirchen darzustellen, die ökumenischen Konsequenzen für ganz Irland zu ziehen und der Welt die Sinnlosigkeit von Krieg und Gewalttätigkeit klarzumachen. Der Papst hat dies dann auch sehr wirksam von der südlichen Seite der irischen Grenze, von Drogheda aus, getan, hat aber selbst mehrfach das Fernbleiben vom Norden bedauert.

Die Vorbereitungen des Irlandbesuchs lagen ganz in den Händen der irischen Hierarchie und des päpstlichen Nuntius in Dublin, Erzbischof *Alibrandi*, der für das britische Nordirland zuständig ist, aber kein besonderes Verhältnis für die sich aus dem Ulster-Problem ergebenden ökumenischen Probleme bezeugt hat. Beträchtliche Besorgnis war daher in Dubliner und Londoner Regierungskreisen zu verspüren, der Papst könnte sich zu einseitigen, den Konflikt verschärfenden politischen Stellungnahmen verleiten lassen. Daß dies nicht geschah, wird auf die sehr aktive diplomatische Tätigkeit zwischen London, Dublin und Rom zurückgeführt. Geradezu mit Erleichterung wurde dann die ausgezeichnete, klare päpstliche *Drogheda-Rede* (29.9.79) zu „Frieden und Versöhnung in Nordirland“ aufgenommen.

Die Kernsätze waren unmißverständlich. An die Londoner Adresse war die das Problem der katholischen Minderheit beleuchtete Botschaft gerichtet: „Jeder Mensch besitzt unveräußerliche Rechte, die respektiert werden müssen. Jede menschliche Gemeinschaft – sei sie ethnischer, historischer, kultureller oder religiöser Natur – hat ebenso Rechte, die zu achten sind. Der Friede ist jedesmal dann bedroht, wenn eines dieser Rechte verletzt wird. Das Sittengesetz, der Wächter der Menschenrechte und Beschützer der Menschenwürde, kann durch keinen Menschen oder keine Gruppe, auch nicht durch den Staat, aus welchem Grund auch immer, nicht einmal um der Sicherheit willen oder im Interesse von Recht und Ordnung, beiseite geschoben werden. Das Gesetz Gottes beurteilt alle Staatsraison. Solange auf einem der Gebiete, die die Würde der menschlichen Person berühren, sei es auf dem politischen oder ökonomischen Feld, im kulturellen oder religiösen Bereich, Ungerechtigkeiten fortbestehen, wird es keinen wirklichen Frieden geben.“

An die Terroristen wie auch ihre Gegner gewendet, sagte der Papst, daß der Friede nicht durch Gewalt herbeigeführt werden kann, „daß Gewalttätigkeit ein Übel ist, daß Gewaltanwendung als Lösung von Problemen unannehmbar und des Menschen unwürdig ist. Gewalt ist eine Lüge, denn sie verstößt gegen die Wahrheit unseres Glaubens, gegen die Wahrheit unserer Menschlichkeit. Gewalt zerstört, was sie zu verteidigen vorgibt: die Würde, das Leben, die Freiheit der Menschen. Gewalt ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit, denn sie zerstört die eigentliche Wirkstätte der Gesellschaft. Ich bete mit euch, daß das sittliche Empfinden und die christliche Überzeugung der irischen Männer und Frauen niemals durch die

Lüge der Gewalt verdunkelt und abgestumpft werden, daß niemand jemals Mord mit einem anderen Wort als eben Mord bezeichnet, daß der Spirale der Gewalt niemals das Merkmal einer unvermeidlichen Logik oder einer notwendigen Vergeltung beigegeben wird. Laßt uns stets daran denken, daß für immer das Wort gilt: „Alle, die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen.“

Dann der inständige Appell an die Gewalttäter selbst, die in dem zehnjährigen Konflikt in Nordirland 2000 Menschen getötet und 20 000 schwer verletzt haben. Das Fazit für die irische Republik sind 45 Opfer von Sprengstoffanschlägen, darunter der britische Botschafter *Ewart-Biggs*, Lord Mountbatten und drei Polizisten. „Auf den Knien flehe ich euch an“, rief der Papst aus, „kehrt um vom Weg der Gewalt und kehrt zurück zu den Wegen des Friedens. Ihr mögt den Anspruch erheben, die Gerechtigkeit zu suchen. Auch ich glaube an die Gerechtigkeit. Gewalt aber verzögert nur den Tag der Gerechtigkeit. Gewalt zerstört das Werk der Gerechtigkeit. Die Gewalt in Irland wird schließlich das Land, das ihr zu lieben vorgebt, in den Ruin führen.“

„Ich appelliere an die Jugendlichen, die in Organisationen verstrickt sind, die Gewalttaten verüben ... Folgt keinem Anführer, der euch darin trainiert, wie man andere tötet. Väter und Mütter, lehrt eure Kinder, wie man verzeiht.“ War es Zufall, daß gerade an dieser Stelle der häufig vom Beifall der 300 000 Menschen, darunter hunderttausend nordirische Katholiken, unterbrochenen Rede Stille herrschte? War dieses Ansinnen des Papstes zu hart für seine Hörer? Am stärksten beeindruckte, wie das Echo der konzilianteren nordirischen Protestanten bewies, der an sie gerichtete Appell: „Möchte doch kein irischer Protestant meinen, der Papst sei ein Feind, eine Gefahr oder eine Bedrohung. Mein inniger Wunsch ist es, daß die Protestanten in mir eher einen Freund und einen Bruder in Christus sehen. Verliert nicht das Vertrauen, daß dieser mein Besuch Frucht bringen, meine Stimme gehört werden möge. Und wenn sie nicht gehört werden sollte, so laßt die Geschichte daran erinnern, daß in einem schwierigen Augenblick für das Leben der Menschen in Irland der Bischof von Rom seinen Fuß in euer Land gesetzt hat, daß er bei euch war und mit euch für Frieden und Versöhnung, für den Sieg der Gerechtigkeit und Liebe über Haß und Gewalt gebetet hat.“

Können Terroristen isoliert werden?

Die negative Antwort der irischen Terroristen an den vor ihnen in die Knie gehenden Papst kam nicht überraschend, ließ aber Verwirrung erkennen. Der Papst hatte eindeutig ihrer allein auf Gewalt aufgebauten Sache einen empfindlichen Stoß versetzt. Ihre Wirksamkeit im Norden hängt ganz von dem Schutz ab, den ihnen die katholische Minderheit in der irrigen Meinung gewährt, daß der Terrorismus die protestantischen Extremisten einschüchtern, Großbritanniens schon spürbaren Überdruß an den unge-

heuren Kosten Nordirlands steigern und letzten Endes zum Abzug zwingen und damit die Vereinigung Irlands nähergebracht werden könne. Das bisherige Mißlingen dieser Absichten wie auch die Tatsache, daß die in Irland als politisches Organ der verbotenen Provos offen erlaubte Sinn-Fein-Bewegung keine Unterstützung im Volk hat, scheint die Provos jetzt zu einer Revision ihrer „grünen“, irischen nationalistischen Ideologie zu nötigen, mit der sie ohnehin aus dem international verzweigten, im Bomben- und Schützenkrieg nicht aktiven Flügel der „Offiziellen“ IRA, von dem sie sich vor Jahren abgespalten hatten. Bei den Terroristen handelt es sich um höchstens 200 im Einsatz stehende, insgesamt 500 Beteiligte mit jetzt hochentwickelter Zellenorganisation, mit amerikanischen und sowjetischen Waffen ausgerüstet und aus Bankraub in der irischen Republik, allein 300 im vergangenen Jahr, und Dollars finanziert, die irische Amerikaner in der romantisch-verstiegenen Meinung spenden, daß es noch wie 1916 um einen irischen Freiheitskampf gegen die imperialistischen „Brits“ gehe.

In der Drogheda-Rede hatte der Papst den katholischen Anspruch auf ein vereintes Irland nicht erwähnt und schien damit die Bestrebungen der irischen Republik zu billigen, die die Vereinigung Irlands und den Abzug britischer Truppen als Fernziel sieht, dessen Basis die Absage an Gewalt sowie auch allseitig akzeptable Bedingungen zum irischen Zusammenleben sein müßten. Der Druck, der bisher von Dublin mit Unterstützung der ausländischen, besonders irisch-amerikanischen Meinung auf London ausgeübt wurde und auch die in die gleiche Richtung zielenden Provos, die nordirische Mehrheit zu einer Form der Machtteilung mit der katholischen Minderheit zu zwingen, hat nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Andererseits ist die Londoner Initiative, die nordirischen Volksvertreter auf einer untergeordneten kommunalpolitischen Basis zusammenzubringen, ein „zu wenig“. Den letzten Endes angestrebten Abzug britischer Truppen aus Nordirland will Dublin aber keineswegs sofort, weil es dann die Verantwortung für den Schutz der katholischen Volksgenossen im Norden vor der ihnen drohenden Vergeltung der Mehrheit zu tragen hätte und ganz Irland in den Bürgerkrieg gerissen werden könnte.

Im Grunde geht es darum, die Terroristen von der ihnen gewährten Unterstützung zu isolieren. Je weniger die protestantische Mehrheit sich unter Druck gesetzt fühlt, eine ihr unakzeptable irische Einheit und Trennung von Großbritannien anzunehmen, desto mehr Chancen würde die Entwicklung politischer Einrichtungen in Nordirland, an der beide Volksgruppen mitwirken könnten, haben. Das Kernproblem sind jedoch die abweichenden Einstellungen in Nordirland und der Republik zu den hinter den religiösen stehenden staatlichen und gesellschaftlichen Strukturen. Die Republik hat im letzten Jahrzehnt große Fortschritte zu einer liberaleren, pluralistischen Gesellschaft gemacht, begünstigt von ihrem wirtschaftlichen Aufschwung und dem gestärkten Selbstbewußtsein, den die EG-Mitgliedschaft Eire, zumal England gegenüber, ge-

bracht hat. Manche der alten katholischen Überzeugungen sind in diesem Modernisierungsprozeß am Verschwinden. Zerrüttete Ehen werden hingenommen, die zivilrechtliche Scheidung und der säkularisierte Staat werden in wachsendem Ausmaß gefordert, die irischen Bischöfe, in ihrer Mehrheit eine äußerst konservative Kraft, sehen die Gefahr des materialistischen Trends, wollen bremsen und haben zu diesem Zweck den Besuch des Papstes voll ausgenützt.

Das Staat-Kirche-Verhältnis ist in Irland, wie der Historiker *J. H. Whyte* in seiner wichtigen Untersuchung gezeigt hat (1971), nie so eng oder so locker gewesen, daß von einer Hörigkeit des Staates oder gar einer völligen Trennung die Rede sein konnte. Kein Konkordat wurde je unterzeichnet. Die Kirche erhält sich aus den Gaben der Gläubigen, der Staat hat kein Mitspracherecht bei der Ernennung von Bischöfen. Dem Klerus ist politische Tätigkeit verboten. Die Kirche ist keine Staatskirche wie die anglikanische, aber auch kein bloßer Verband. Gerade der Mangel an direkten Kontakten zwischen Staat und Kirche erklärt die relative Harmonie ihres Verhältnisses. Die irische Verfassung von 1937 sprach von einer (nicht näher definierten) „Sonderstellung der Kirche als Hüter des von den meisten Iren bekannten Glaubens“. Diese Klausel wurde jedoch 1972 abgeschafft, und der nichtsdestoweniger starke Einfluß der Kirche auf die Gesellschaft kann von Whyte der einen Waffe zugeschrieben werden, die kein anderer Verband besitzt, nämlich der „Autorität über Gewissen“.

Nicht ein britisches, sondern ein irisches Problem

Das irische staatliche Denken ist auf einigen wichtigen Gebieten eindeutig von der Kirche „geformt“. Sogar der Staat erlaubt die Ehescheidung nicht, erkennt aber auch kirchliche Ungültigkeitserklärungen (etwa 200 im Jahr) nicht an, was bei Wiederverheiratung häufig schwere Komplikationen auslöst. Neu ist ein von den Bischöfen betontes Leitprinzip, die großen Streitfragen (Scheidung, Mischehe und Empfängnisverhütung) nach ihren „Vor-

und Nachteilen für die Gesellschaft“ entscheiden lassen zu wollen, anstatt wie bisher der katholischen Morallehre gesetzlichen Ausdruck zu geben. So kam es auch zu dem Kompromißgesetz zur Legalisierung des Verkaufs von empfängnisverhütenden Mitteln. Diese sind nur mit ärztlicher Verschreibung erhältlich, praktisch daher nur für Eheleute, und von Apothekern geäußerte Bedenken werden als rechtsgültig akzeptiert. Der Vertrieb auf dem Postweg ist verboten. Hohe Geldstrafen drohen denjenigen, die sich in Nordirland oder England über den persönlichen Bedarf hinaus „eindecken“.

Bei den nordirischen protestantischen Einwänden gegen ein vereintes Irland handelt es sich im wesentlichen um eine häufig mißverstandene Sicherung von „Freiheiten“. Katholiken verstehen darunter fälschlich, daß diese Freiheiten zu einer willfährigen und laxen Gesellschaftsmoral führen würden. Sie begreifen nicht, daß die meisten ulsterischen Protestanten viel moralbetontere Auffassungen vertreten, aber eben dagegen sind, kirchliche Moralauffassungen gesetzlich zu erzwingen. Das Nordirlandproblem wird von vielen irischen Katholiken nicht weniger verkannt, wenn sie meinen, daß Großbritannien noch immer entschlossen sei, Irland wie im Jahrhundert der spanischen Armada als strategisch wichtigen Stützpunkt zu bewahren, daß der britische Imperialismus also das Haupthindernis des irischen Wiedervereinigungsstrebens darstelle. Großbritannien hat kein Interesse mehr, eine Wiedervereinigung Irlands zu blockieren, wenn diese friedlich und mit Einwilligung der Beteiligten zu erreichen wäre. Im Gegenteil, es hat jedes Interesse, diese zu fördern und sich seiner schweren Bürde an Lebensopfern und Geld (4 Milliarden DM im Jahr) zu entledigen. Die Vereinigung Irlands ist daher weitgehend nicht mehr ein britisches, sondern ein „irisches Problem“. Es gilt, die Befürchtungen der ulsterischen protestantischen Mehrheit aus dem Weg zu räumen, was in der Republik nicht allein mit verfassungsrechtlichen Maßnahmen zu tun ist. Manche Probleme wie das der Mischehe können von Dublin allein gar nicht gelöst werden. Vertrauen aufzubauen, das Zusammenleben mit Minderheiten und Mehrheiten zu lernen ist Irlands schwerste Zukunftsaufgabe.

Roland Hill

Eine schwache Junta gegen die Revolution

Zum Umsturz im mittelamerikanischen El Salvador

„Heute Somoza, morgen Romero“ war seit dem 19. Juli an den Hauswänden der Hauptstadt El Salvadors zu lesen. Nur drei Monate nach der erfolgreichen nicaraguanischen Revolution, die einen Diktator und seine mehr als 40 Jahre herrschende Familie entmachtete, stürzten in einem zweiten Land Zentralamerikas ein Diktator und ein ebenfalls auf mehr als 45jährige Herrschaft zurückblickendes Regime: In dem kleinen, mit knapp fünf Millionen Einwoh-

nern dichtbesiedelten pazifischen Küstenstaat El Salvador regiert seit dem 15. Oktober eine aus drei Zivilisten und zwei Militärs bestehende *Junta*; Präsident *Carlos Humberto Romero*, seit Juli 1977 im Amt, mußte das Land verlassen; der eigentliche Umsturz verlief unblutig. Was gemäßigte politische Kräfte in Nicaragua versäumten, schien in El Salvador zunächst gelungen: dem revolutionären Volksaufstand mit der Ablösung der alten und der